

DER GÖTTINGER ARBEITSKREIS

SCHRIFTENREIHE

HEFT 50

1952



ELLY NÄDOLNY

Ostdeutsche Frauengestalten



Landsmannschaft Ostpreußen

Frauenarbeitskreis

2 Hamburg 13, Parkallee 86

Postscheckkonto Hamburg 75 57

Telefon Hamburg 45 25 41 / 42

1176



HOLZNER-VERLAG WÜRZBURG/MAIN

Die Kraft der ostdeutschen Menschen, das Erbe der Heimat zu bewahren und weiterzugeben, ist stärker als der Versuch, Geschichte und Antlitz Ostdeutschlands durch politische Gewalttaten zu verändern. Diese Kraft ist das Ergebnis der sieben Jahrhunderte lang wirkenden abendländischen Kultur im Osten.

Dieser Ostraum, im Mittelalter durch Mönche und Ritter, Bürger und Bauern dem Christentum und der abendländischen Kultur gewonnen, von Siedlern aus allen Stämmen des deutschen Reiches erschlossen, wurde erfüllt mit der Lebenskraft der westlichen Welt. Ob diese Siedler, die wagemutigen Ostland zogen, aus Flandern kamen oder vom Niederrhein, ob sie Pfälzer waren, Salzburger, Hugenotten oder holländische Mennoniten, die in Ostpreußen und Pommern, in Schlesien, im Gebiet der Sudeten und weiter südöstlich im Donaauraum eine neue Heimat fanden, sie alle waren Kinder des Abendlandes, Träger seiner Kultur, seiner Wirtschafts- und Lebensweise.

Im Laufe der Jahrhunderte schmolzen die Menschen des ostdeutschen Raumes zu einer festen Lebens- und Schicksalsgemeinschaft zusammen, die das Auf und Ab der politischen Geschehnisse überdauerte. Sie prägte den ostdeutschen Menschen, wie er uns im Pommer, im Ostpreußen, im Sudetendeutschen, im Schlesier gegenübertritt. Dieser politischen und kulturellen Schicksalsgemeinschaft, deren Wurzeln im Abendland ruhten, erwachsen im Laufe der Jahrhunderte Menschen, die die Geschichte und das Gesicht Ostdeutschlands bestimmten. Wir wissen viel von diesen Männern, von berühmten Künstlern, von frommen Kirchenfürsten und klugen, bedeutungsvollen Staatsmännern, doch von den Frauen haben wir wenig Kunde. Mit den Bürgern und Bauern zogen die Frauen ostwärts. Deutsche Frauen waren es, die wagemutig und zukunftsfröhlich die Ungewissheit des neuen Lebens, die Not und die harte Arbeit der ersten Siedlerjahre mit den Männern teilten. Auf hochbepackten Planwagen schaukelten sie, umgeben von ihren Kindern, durch Schlamm, Sand und Morast, hausten in den Sammellagern von Magdeburg und Halberstadt, um endlich nach Wochen und Monaten an dem unbekanntem Ziel, der neuen Siedlerstelle anzukommen. In der fremden Umgebung, meistens in einem viel härteren Klima begann die Frau damit, das Herdfeuer anzuzünden und ihr tägliches Werk in der Hütte, schließlich im Steinhaus, in Feld und Garten aufzunehmen. Von der Leistung dieser Siedlerfrauen künden die Chroniken wenig, die immer nur die Taten der Männer rühmen, die den Wald rodeten, Dämme bauten, Häuser und Kirchen er-

richteten. Dabei ist doch das Werk der Frauen mit dem Schicksal des Mannes eng verknüpft gewesen. Es galt auch für sie das Siedlerwort: „Dem ersten der Tod, dem zweiten die Not, dem dritten das Brot.“ Die Frauen pflegten und erzogen ihre Kinder, wie man es daheim getan hatte, in den Dörfern im Odenwald, in Schwaben, oder in den Bürgerhäusern am Niederrhein. Sie waren es, die die Kinder die Lieder und Geschichten, die Gebete der Heimat lehrten, die mit ihnen sangen und tanzten, wie es in der Haardt, im Salzburgerischen oder in Niedersachsen üblich war.

Die Frauen hüteten die Überlieferung in Sitte, Sprache, im Volksbrauch im Wandel der Jahreszeiten. Diese Siedlerfrauen waren das eigentliche Bindeglied zwischen den Vorfahren im Westen und den neuen Generationen im Osten, sie waren die Glieder der Kette, die die Geschlechter umfaßte. Mit dieser den Frauen so natürlichen Aufgabe verpflanzten sie das Althergebrachte in den neuen Raum, so waren sie die namenlosen Trägerinnen der deutschen Kultur in den Osten. Nicht in den Spitzenleistungen allein, in den berühmten Bauten des deutschen Ostens, nicht in Stadtplanung und Stadtrecht vollendet sich die Erschließung dieses großen Ostraumes seit dem Mittelalter. Daß weite Gebiete des Ostens deutsch wurden, daß man in Schlesien so lebte wie in Franken, in der Weichselniederung wie in Flandern, das ist in hohem Maße die Leistung der deutschen Frau, der Trägerin und Hüterin des kulturellen Erbes.

Einige Bilder erzählen uns von den Frauen des deutschen Ostens. Auf den Altarbildern finden wir oft die Gestalten der Stifter, knieende Frauen in zeitgenössischer Tracht, die Hände fromm zum Gebet erhoben. Auf Grabplatten und Epithaphien begegnen wir ostdeutschen Frauen in Abbildungen. Selten nur wird der Name dieser Frauen genannt. Aus der Anonymität dieser mittelalterlichen frommen Frauen ist nur eine in das Rampenlicht der Geschichte getreten: die Heilige Hedwig, die Gemahlin Heinrich I. von Schlesien. Die slawischen Piastenfürsten Schlesiens holten sich ihre Frauen stets aus deutschen Fürstengeschlechtern. Ob es sich um die Töchter des Markgrafen von Meißen, um Judith, die Tochter Königs Heinrich III. handelte, um Agnes von Österreich oder Christina, die Tochter Albrechts des Bären von Brandenburg, diese deutschen Fürstentöchter haben bewirkt, daß in Schlesien so früh schon deutsche Sprache und Kultur, Sitte und Kunst Einzug hielten. Unter diesen deutschen Fürstinnen ragt Hedwig von Andechs hervor. Sie war in Schloß Andechs aufgewachsen, im Kloster Kitzingen erzogen, war sehr begabt, sehr ernst, tief religiös. Als Gemahlin Heinrich I. von Breslau wirkte sie beispielhaft für das Deutschtum und für das Christentum als wahre Landesmutter. Ihr Leben von 1174—1243 war ein Beispiel tätigen Christentums. Sie stiftete zahlreiche Klöster — ihren Braut-schatz von heutigen 600 000 Mark verwandte sie zum Bau des Klosters Trebnitz. Sie baute Klosterschulen, Krankenhäuser und Stifte. Vom Volke geliebt und wie eine Heilige verehrt, war ihr Leben von zahllosen Geschich-

ten und Legenden umrankt, die zur Heiligsprechung dieser deutschen Frau im Osten führten. Darüber hinaus gab sie als Stammesmutter der Piasten ihr deutsches Erbe an die späteren Geschlechter weiter, und ihr Name wird mit dem frühen Deutschtum des Ostens immer verknüpft bleiben.

Drei Jahrhunderte später wirkte eine andere Frau des deutschen Ostraums im Sinne tätigen Christentums. Regina Prothmann, 1552 in Braunsberg/Ostpr. geboren, war von Kindheit an von glühendem Glaubenseifer bewegt und widmete sich schon mit jungen Jahren der Armen- und Krankenpflege. Sie bewies ihre organisatorische Begabung, indem sie gleichgesinnte Mädchen um sich sammelte zum selbstlosen Dienst an Armen, Alten und Kranken. Es erwuchs daraus eine Gemeinschaft, die von der Kirche im Jahre 1583 bestätigt wurde. Schutzpatronin dieser kleinen Ordensgemeinschaft, die diese junge Ostpreußin ins Leben gerufen hatte, wurde die Hl. Katharina von Alexandrien. 1602 wurde dieser Katharinen-Orden von Papst Clemens VIII. in die Reihe der anderen berühmten Orden aufgenommen und wirkt als Gründung einer frommen, ostpreußischen Frau noch heute nach Jahrhunderten im christlichen Dienen und selbstloser Hingabe als Katharinen-Schwesterschaft.

Das abendländische Christentum im Ostraum dokumentiert sich vor allem im Bau von Klöstern und Kirchen. Sie wurden der geistige Mittelpunkt für alle, die in dieses Neuland kamen. Die Menschen, noch fremd auf fremdem Boden, fanden hier wieder, was ihnen in der Heimat vertraut gewesen war: den Klang der Glocken, die Stille und Andacht der Kirche, die Altäre und Bilder. So blühte auch hier im Neulande die Anbetung und Verehrung der Hl. Jungfrau Maria. Die mittelalterlichen Kirchen des neuen deutschen Ostraums haben einen besonderen Typ der Darstellung der Hl. Mutter Gottes beherbergt, die sogenannten „Schönen Madonnen“. Unbekannte Künstler aus dem bunten Stammesgemisch schufen wunderbare Bildwerke, die der Verehrung der Jungfrau Maria und mit ihr schlechthin der Verehrung aller Frauen und Mütter dienten. Es gilt hier nicht, die künstlerische Bedeutung der „Schönen Madonnen“, die in den Kirchen des deutschen Ostens von den Sudeten bis zur Ostsee zu finden sind und in der Kunstgeschichte ihren hervorragenden Platz haben, herauszuarbeiten. Es kommt auf die Symbolkraft dieser Kunstwerke an. Zu den schönsten unter diesen hervorragenden Bildwerken gehören die „Schöne Madonna“ aus Breslau, aus der St. Magdalenenkirche, die mit der reichen Faltung des Gewandes und der so rührend hingeneigten Haltung so recht den Formsinn des Mittelalters verrät. Die „Schöne Madonna“ aus der Johanniskirche in Thorn an der Weichsel, die „Schöne Madonna“ von Pilsen, sie lassen den Beschauer in Andacht versinken vor der ruhigen Hoheit der Gottesmutter, die das Kind so liebevoll umfängt. Die „Schöne Madonna“ aus der Reinholdkapelle der Danziger Marienkirche — um 1425 — überwältigt durch den Adel der Form und durch die demütige und doch so strahlende Lieblichkeit der Maria. Es

ist die glücklichste und vollkommendste Verschmelzung vom Adel der menschlichen Erscheinung und von tiefstem Gotteseerfülltsein.

Die Madonnen mögen als Beweis dafür stehen, daß die christliche Kultur und Kunst des Abendlandes hier im Osten Wurzel faßte und Gestalt gewann, getreu den überlieferten und verpflanzten Vorbildern. Das weltliche Leben, der Alltag der ostdeutschen Menschen fanden seinen die Zeiten überdauernden Ausdruck in anderen Formen. Da sind die Bauten der Backsteingotik und später die Denkmäler des überquellenden Barocks, wie er besonders in Schlesiens und im südostdeutschen Raum zu finden ist. Da stehen die stolzen Bürgerhäuser eines weltverbundenen, mächtigen Patriziats in den großen Hansestädten von Riga bis Breslau. Die Überlieferung berichtet uns von Hochzeits- und Begräbnisbräuchen, vom Volksbrauchtum im Laufe der Jahreszeiten. Bräuche aus Nord und Süd des westlichen Reiches vermischten sich und wurden in neue Formen gegossen. Zu diesen Überlieferungen gehört auch die Tracht.

Eine Miniatur aus dem Elbinger Wiesenbuch von 1429 berichtet über die Frauenkleidung zum Anfang des 15. Jahrhunderts. Vor allem aber die „Zehngebotetafel“ von 1480 aus der Marienkirche zu Danzig kann als Quelle zur Kleidung und Tracht gelten. Die schöngemusterten Artillionenpelze aus Eichhörnchenfell, die weißen, niederländischen Hauben, das langfließende Gewand, die spitzen Schuhe und die hohen burgundischen Hauben sagen aus, daß hier der Kultureinfluß des hansischen Raumes vorherrschte. Die Frauen der nordostdeutschen Hansestädte kleideten sich genau so wie die am Niederrhein oder in Lübeck, wie die Flämin oder die Kölnerin. Wie die ostdeutschen Frauen um 1600 gekleidet waren, zeigen zahlreiche Trachtenbilder, von denen die von Johst Ammann die bekanntesten sind. Die damals in ganz Deutschland herrschende spanische Mode wurde selbstverständlich auch von allen Standespersonen im deutschen Osten getragen. Die Trachtenbilder zeigen uns die Schlesierin, die Stettinerin, die Preußin, die Danziger Patrizierin, betagte Matronen, würdige Hausfrauen, Kinder und Mägde im Schmuck dieser modischen Kleidung. Nach dem Vorbild Spaniens, nur in den Farben abgewandelt und aufgehellert, trugen die Frauen den schweren, gefälteten, langen Rock, über einem Drahtgestell gesteiift, das Mieder, die Schürze — zu jener Zeit noch ein Schmuckstück, reich verziert, gestickt, aus kostbaren Stoffen. Die Frauen paradierten mit langen Schlauchärmeln, kleinen Hütchen — einer ostdeutschen Sonderheit. Über den Kleidern wurden schwere Pelze oder kleine Umhänge mit Pelz verbrämt getragen. Die Frauen des einfachen Standes schritten im schlichten Hoikenmantel einher. Der Reichtum und die Prachtentfaltung dieser Zeit brachten aber auch die Hochflut der Kleiderordnungen hervor, die den Luxus in Schranken halten sollten. Diese Ratsverordnungen schrieben den einzelnen Ständen vor, wie einfach oder bis zu welchem Grade kostbar die Kleidung zu sein hatte. Das war in Liegnitz, in Breslau, in Prag, auch in Memel und Stettin genau so wie in Augsburg oder in Köln, in Speyer oder in Nürnberg.

Die spanische Mode wurde abgelöst durch die Vorherrschaft der französischen Mode, die alles gleichmachte. Sie setzte sich natürlich auch schnell bei den Frauen Ostdeutschlands durch. Johanna Schopenhauer, die Danzigerin, hat diese vorherrschende französische Frauenmode so trefflich charakterisiert: „Ein aus dicht aneinandergefügten Fischbeinstäbchen zusammengesetzter Harnisch, fest und steif genug, um einer Flintenkugel zu widerstehen, trieb gewaltsam Arme und Schultern zurück, die Brust heraus und schnürte über den Hüften die Taille zur Wespenform ein. Und nun der Reifrock! Und über demselben der mit Falbeln und allerhand unbeschreiblichen Kinkerlitzchen fast bis ans Knie herauf garnierte seidene Rock und über diesem noch das mit einer langen Schleppe versehene Kleid von nämlichem Stoff. Dieses ging vorn weit auseinander und war zu beiden Seiten ebenso garniert wie der Rock. Ein großer Strauß von künstlichen Blumen vollendete den Putz. Die Ärmel reichten bis an den Ellbogen und waren bis zu den Schultern hinauf mit Blondem und Band reich garniert. Ein ungeheurer, mit Drahtgestell und Roßhaar unterbauter, mit großen Massen von Federn und Blumen und Bändern gekrönter Haarturm setzte über dem Haupte der Länge wenigstens eine Elle zu, die weißen, kaum mehr als zoll-dicken Stelzchen unter den mit goldgestickten, schleifenverzierten Ballschuhen suchten dagegen am anderen Ende dieses Mißverhältnis auszugleichen“. So Johanna Schopenhauer über die Mode um 1800, wie sie auch in Ostdeutschland getragen wurde.

Nur in den Volkstrachten auf dem flachen Lande waren örtliche Eigenheiten, alte überkommene Überlieferungen noch wirksam. Sie hielten sich in einigen Bezirken Ostdeutschlands bis in unser zwanzigstes Jahrhundert hinein. Sie waren vor allem lebendig in Schlesiens und im Sudetenland, in diesen beiden Landschaften besonders in vielen Abwandlungen und örtlichen Eigenheiten, auch in der berühmten, reichen pommerschen Weizackertracht. Alle ostdeutschen Volkstrachten sind vielfältig und abwechslungsreich. In Einzelstücken sind sie auf mitteldeutsche und süddeutsche Quellen zurückzuführen. Sie beweisen, wie das mitgebrachte Kulturgut von den Frauen von Generation zu Generation überliefert und bewahrt wurde.

Wie weit und wie tief das Erbe wirkte, das einst nach Osten getragen wurde, das bezeugt die kulturelle Leistung der Ostdeutschen. In einzelnen großen Persönlichkeiten wurde dieses Kulturgut umgeformt wieder zurückgegeben an den Westen, an das gesamte Deutschland und an Europa.

„Wir alle sind nicht wir, sondern hängen mit unserm Sein und Tun von denen ab, die vor uns waren“.

Dieses Wort der Isolde Kurz charakterisiert am stärksten das Wirken der ostdeutschen Frauenpersönlichkeiten, die Bedeutung gewonnen haben. Denn von denen, die einst waren, steigen aus der Geschlechterfolge einige Frauengestalten herauf und erheben sich über die Masse ihrer Schwestern.

Zu diesen hervorragenden ostdeutschen Frauengestalten gehört die G o t t s c h e d i n. (1713—1762). Die in Danzig geborene Luise Adelgunde Kulmus, eine Arztochter, war eine Ausnahmeerscheinung ihrer Zeit. Sie beherrschte fließend Englisch, Französisch, Italienisch, Lateinisch, Polnisch. Gottsched, der Königsberger Literaturprofessor in Leipzig, als Literaturpapst seiner Zeit bekannt, war bemüht, die literarische Vorherrschaft Frankreichs in Deutschland zu brechen. Gleichzeitig war er der erste Vorkämpfer der deutschen Frauenbewegung. Da er eingesehen hatte, daß alle wahre Volkserziehungsarbeit sich auf richtig und sorgfältig erzogene Mütter begründen müsse, widmete er sich dem Frauenerziehungsgedanken und gab eine Frauenzeitschrift heraus: „Die vernünftigen Tadelinnen“. Luise Kulmus wurde Mitarbeiterin an dieser Zeitschrift und seine Frau. Die Gottschedin, wie sie fortan hieß, war die beste und eifrigste Mitarbeiterin ihres Mannes. Sie schrieb für englische Zeitschriften, übersetzte ganze Bände gelehrter Abhandlungen der französischen Akademie, zahlreiche französische und englische Lustspiele und Dramen. Ihr Einfluß und ihre Bedeutung für die deutsche Literatur und für das deutsche Theater jener Zeit sind nicht zu unterschätzen. Mit ihrem Manne zusammen stutzte sie etwa 50 bis 60 deutsche und ausländische Dramen für die deutsche Bühne zurecht und kämpfte im Verein mit der berühmten Schauspielerin, der „Neuberin“, für die Erneuerung des deutschen Theaters, für die Verbannung des Hanswursts von der Bühne, setzte sich dafür ein, daß die klassischen Dramen in Originalkostümen gespielt wurden statt in der zeitgenössischen Tracht. Sie leistete eine bahnbrechende Arbeit, die erst später ihre Früchte tragen sollte. Als Schriftstellerin war sie ihrem Manne weit überlegen. Ihre Aufsätze über die Ehe, über die Gelehrsamkeit der Frauenzimmer, über Arbeit und Müßiggang waren in gutem Stil, klar und überzeugend geschrieben. Sie verfaßte auch Theaterstücke, wovon die bekanntesten „Die Pietisterei im Fischbeinrock“ oder „Die doktormäßige Frau“ (1736) und „Triumph der Weisheit“ (1739) sehr viel gespielt wurden. Wenn auch von ihrem Ruhm, den sie zu ihren Lebzeiten weit über Deutschland hinaus genoß, nichts übriggeblieben ist, wenn auch ihr Werk der Vergessenheit anheimgefallen, so sollte doch nicht übersehen werden, daß in dieser ostdeutschen Frau der deutschen Frauenbewegung eine erste Vorkämpferin erstanden war.

Zu Lebzeiten der Gottschedin genoß eine andere ostdeutsche Frau als Dichterin hohes Ansehen: Anna Luise Karsch, die „Karschin“ genannt. Sie stammte aus Züllichau und lebte von 1722—1791.

„Meine Jugend war gedrückt von Sorgen,
Seufzend sang an manchem Sommermorgen
Meine Einfalt ihr gestammelt Lied.
Nicht dem Jüngling töneten Gesänge,
Nein, dem Gott, der auf der Menschen Menge
Wie auf Ameishaufen niedersieht“.

In größter Armut aufgewachsen, zehn Jahre mit einem Trunkenbold verheiratet, begann sie, als Autodidaktin, für sich und ihre vielen Kinder den Lebensunterhalt damit zu verdienen, daß sie Gelegenheitsgedichte zu Festlichkeiten schrieb, die ihr ein bescheidenes Honorar, oft nur Speise und Trank einbrachten. Während der friderizianischen Kriege fand die arme, gequälte Frau ergreifende, mitreißende Worte auf die Taten Friedrichs des Großen. Ihm widmete sie zahlreiche Oden und Heldengesänge, die die Karschin berühmt machten. Preußische Offiziere nahmen sie mit nach Berlin, ein General aus der Umgebung des Königs wurde ihr Förderer und ermöglichte ihr eine Unterredung mit dem König. Das war für die Karschin das bewegende Erlebnis ihres Daseins. Der König versprach ihr zwar eine Dotation, doch nach den Kriegen waren die königlichen Kassen leer. So lebte die Karschin auch in Berlin ewig in finanziellen Bedrängnissen, sie schrieb Gelegenheitsgedichte um zu leben und ihre zahlreichen Kinder, die ihr nur Enttäuschungen bereiteten, ernähren zu können. In der literarischen Welt Berlins wurde sie mit Begeisterung aufgenommen. Rammler und Sulzer, der Danziger Kupferstecher Chodowiecki waren ihre Freunde. Der Dichter Gleim war der erste, der sie die „deutsche Sappho“ nannte. Sie stand im Briefwechsel mit Goethe und schrieb den Text für eine Kantate, die die Herzogin Anna Amalia von Weimar komponiert hatte. Sie war berühmt, doch hat sie nie ein richtiges häusliches Glück kennen gelernt. Trotzdem bewahrte sie sich doch ein tapferes Herz. So schrieb sie einst an Gleim „Meine Freunde sind das kostbarste Geschenk meines Glückes. Ich vertausche sie nicht für Reichtümer“. Besser als die Lobeshymnen auf Friedrich den Großen zeigt das nachfolgende Gedicht, was sie der Nachwelt zu sagen hatte:

„Morgengedanken.

Ich preise Dich, wie Dich der Vogel preist,
Der unter Deinem niedern Himmel schwebt.
Ich danke Dir, wie Dir die Grille dankt,
Die kummerfrei von Halm zu Halme hüpfet.
In mannshoch aufgewachsenem Korn.
Ich bitte Dich mit aller Flehekraft,
Die Du den Menschen eingegossen hast:
Erhalte mir ein immerfrohes Herz
Voll Zuversicht auf Deine Vaterhuld.
Bewahre mich vor Lebensüberdruß,
Laß mich im Alter noch das Tageslicht
Mit diesem Auge trinken, welches Dich
In Deinen Werken wie im Spiegel sieht —
Und wie mein Auge schütze meinen Freund“.

Als das Leben der Karschin sich ihrem Ende zuneigte, wurde Johanna Schopenhauer geboren. (1766—1838). Die Wiege der Mutter unseres großen Philosophen Arthur Schopenhauer stand in Danzig. In ihren Me-

moiren „Jugendleben und Wanderbilder“ hat Johanna Schopenhauer, geborene Trosiener, ihrer Vaterstadt ein sehr schönes Denkmal gesetzt und Schilderungen von kulturhistorischem Wert gegeben. In der reichen und kultivierten Welt eines mächtigen Patriziats aufgewachsen, vermochte sie die anschaulichsten Bilder aufzuzeigen von einer Zeit der wirtschaftlichen und kulturellen Hochblüte im deutschen Osten. Johanna Schopenhauer, die Vielgereiste, die Kosmopolitin, konnte es wagen, 1806 in Weimar einen literarischen Salon zu halten. Über ihr Wirken in Weimar geben nicht nur ihre eigenen Briefe und Tagebücher Aufschluß, sondern auch die Aufzeichnungen Goethes, der jahrelang die Abendgesellschaften der Johanna Schopenhauer besuchte, dort auf einem eigens für ihn aufgestellten Tisch zeichnete und malte. Johanna Schopenhauers Salon in Weimar war Treffpunkt berühmter geistreicher Männer und Frauen. Selbst schriftstellerisch wie künstlerisch begabt, verstand sie es mit feinem Takt die verschiedenen Geister um sich zu sammeln und das literarische und gesellschaftliche Leben Weimars zu beeinflussen. Johanna Schopenhauer gewann sich als Dame von Welt, als aufgeweckter Geist viele Freunde in der Welt. Doch zu ihrem großen Sohne hatte sie keine innigen Beziehungen. Diese beiden großen Geister verstanden sich garnicht. Als Arthur Schopenhauer seiner Mutter seine Doktorarbeit „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ überreichte, meinte sie spöttisch, das sei wohl etwas für Apotheker. Ihr Sohn erwiderte darauf scharf, daß man dieses Buch noch lesen werde, wenn von ihren Büchern kaum noch ein Exemplar in einer Rumpelkammer zu finden sei. Dieses Wort ging in Erfüllung. Das Werk des Sohnes hat die Tagesschriftstellerei der Mutter weit überflügelt. Johannas Romane „Gabriele“, 1818, „Sidonia“, 1827, im Zeitstil gefühlvoller Romantik geschrieben, sind längst vergessen. Doch ihre anderen Arbeiten: „Reise durch das südliche Frankreich“, „Ausflug an den Rhein“, „Reise durch England und Schottland“ und das kunsthistorische Werk „Johann von Eyck und seine Nachfolger“ haben die Zeiten überdauert, weil sie frisch und farbig mit scharfer kritischer Beobachtungsgabe geschrieben sind.

Noch eine andere ostdeutsche Frau verstand es, sich mit ihren Gaben in Weimar einen Namen zu machen. Es war die Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter aus Schlesien. (1751—1802). Von ihr, der großen Künstlerin hat Goethe huldigend gesagt:

„Als eine Blume zeigt sie sich der Welt;
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnen ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Und hoch erstaunt seht Ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint“.
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.

Sie kam aus ihrer Geburtsstadt Guben über Warschau nach Leipzig, wo sie als Künstlerin ausgebildet wurde und den Höhepunkt ihrer gesanglichen Leistung als Gewandhaussolisten erlebte. Goethe, der ihr als Student in Leipzig begeistert gelauscht, hatte 1776 die Ehre und das Vergnügen sie für die Weimarer Bühne zu engagieren. „Sie ist ein Engel“, schrieb Goethe an Frau von Stein, als Corona Schröter zum erstenmal in Weimar auftrat. Ihre jugendliche Schönheit, vor allem der Klang ihrer Stimme bezauberten ganz Weimar, dessen Liebhabertheater nun einen ganz neuen Aufschwung nahm. Goethe und die Schröter spielten zusammen. Er brauchte sich jetzt nicht mehr mit mehr oder minder begabten Laien zu begnügen, Corona, wird die Primadonna seiner Singspiele. Sie ist es, die seinen Werken „Die Mitschuldigen“, „Lila“, „Erwin und Elmire“ zum ersten Erfolge verhilft. Im Jahre 1779 wird die „Iphigenie“ uraufgeführt. „Sie stellt die Iphigenie nicht nur dar, sie war Iphigenie“, schreiben begeistert die zeitgenössischen Kritiker übereinstimmend. Goethes Gefühl zu Corona Schröter war einer überschwenglichen Begeisterung und tiefer Zuneigung entsprungen und erhielt sich als wahre Freundschaft bis zu ihrem frühen Ende. Als 1783 das Liebhabertheater in Weimar aufhörte, blieb sie als Kammer­sängerin am Hof, gab Konzerte, daneben komponierte sie. Corona war eine der ersten, die Goethes Lyrik vertonte. 41 Goethelieder hat sie komponiert, auch Lieder von Herder und Schillersche Balladen. Diese ostdeutsche Frau hat mit ihren Liedern und ihrer Stimme, mit ihrer feinen Darstellungskunst einst nicht nur Goethes Herz erobert, sondern auch das künstlerische Leben in Weimar Jahrzehnte hindurch bereichert.

Das Haus der Baltin Elisa von der Recke (1756—1833) in Dresden hat jahrelang die gleiche Bedeutung gehabt wie das der Johanna Schopenhauer in Weimar. Kaum ein Fremder von Bedeutung kam nach Dresden, ohne diese berühmte und beliebte Frau aufgesucht zu haben. Worin nun bestand die Anziehungskraft dieser jungen kurländischen Edelfrau? Weder in ihren Beziehungen zu den führenden Geistern Deutschlands, noch in ihrem schriftstellerischen Talent, sondern einzig und allein in ihrer Persönlichkeit. Die Baltin entstammte dem niedersächsischen Uradel derer von Medem, der mit dem Schwertbrüderorden nach Kurland gekommen war. Elisa mit ihrem feinen Empfinden und ihrem geistigen Streben paßte nicht zu dem Landwirt und tapferen Haudegen, mit dem sie ganz jung verheiratet wurde. „Sind wir Weiber denn nur ein Stück Fleisch? Haben wir nicht auch eine Seele?“, klagte sie schon als Achtzehnjährige. Die Scheidung der Ehe, der frühe Tod eines Kindes und eines sehr geliebten Bruders trugen sie nach vielen bitteren Erfahrungen und Schmerzen über sich selbst hinaus. Sie begann, ganz vereinsamt, in vielseitiger Lektüre, in der Religion, in mystischer Gedankenwelt Trost und Halt zu suchen. Ein Zusammentreffen in Mitau mit dem europäischen Abenteurer und Geisterbeschwörer Cagliostro brachte eine Wendung. Sie erlag zuerst wie die meisten dem Einfluß dieses Mannes, aber schon bald konnte sie sich von seinen Ideen freimachen. Als die Zeit reif war, war sie die erste, die in einer Schrift Cagliostro als

schlaun Betrüger entlarvte, indem sie ihre Erfahrungen und Erlebnisse mit diesem Wundermann veröffentlichte. Durch dieses Buch, das damals zu einem literarischen und politischen Streit führte, wurde sie mit einem Schlage berühmt.

Während sie Jahre hindurch in literarische Händel verstrickt war, reiste sie viel in Deutschland und Europa umher, oft in der Begleitung des kurländischen Herzogspaares und knüpfte überall enge Beziehungen zu allen führenden Persönlichkeiten der Zeit. Gleich bei ihrem ersten Aufenthalt in Königsberg wurde sie mit Kant, Hamann und Hippel bekannt. In Karlsbad pflegte sie engen Verkehr mit Goethe, Frau von Stein und Herder. Sie fuhr eigens nach Hamburg, um Klopstock und Mathias Claudius kennen zu lernen. Ihre Erlebnisse und Beobachtungen fanden ihren Niederschlag in ihrem Journal - Reisetagebüchern - das weit über ihr persönliches Leben hinaus eine wertvolle Quelle für alle geistigen Strömungen, für Charakterbilder berühmter Persönlichkeiten gilt. Höchste Befriedigung fand Elisa von der Recke in der Pflege der Freundschaft. Die sehr begüterte, sehr schöne und charmante Frau schlug zahlreiche Heiratsanträge adliger Herren ab, um die Freundschaft mit Menschen zu pflegen, die ihrem Herzen und ihrem Geiste nahestanden. „Gott, Tugend, Unsterblichkeit“ hieß ihr Leitstern. Schon in ihrer Jugend hatte sie neben Gebeten und religiösen Betrachtungen, Kirchenlieder geschrieben, von denen sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat „Wenn ich vor meinen Schöpfer trete . . .“. Als sie 1833 starb, wurde sie ihrem Willen gemäß nur in einem Linnen, ohne Sarg bestattet, aber an diesem Tage wurden in ihrem Hause 50 Arme gespeist.

Einen ähnlichen Weg wie Elisa von der Recke ging auch die Baltin *Juliane von Krüdener*. Die Enkelin des Generalfeldmarschalls von Münnich, Barbara Juliane Vietinghoff, (1764—1824), führte als Frau des russischen Gesandten, Baron von Krüdener, in Wien, Rom und Paris ein sehr bewegtes Leben in internationalen Hofkreisen. Die sehr schöne und geistvolle junge Baltin war an allen Höfen in Intrigen und viel besprochene Liebesabenteuer verwickelt. Der freundschaftliche Verkehr mit Frau von Stäel regte sie dazu an, 1803 einen Roman „Valery“ zu veröffentlichen. In ihr Leben trat eine tiefgreifende Wendung ein, als sie die Fraundin des Zaren Alexander I. wurde. Von ihr, die der Zar „Schwester Juliane“ nannte, soll die Formulierung „Heilige Allianz“ stammen. Die Neigung zu religiöser Mystik verband diese beiden Menschen miteinander. Juliane von Krüdener wurde im zweiten Abschnitt ihres Lebens eine eifrige Religionsschwärmerin. Ihrem bisherigen Leben schwor sie völlig ab und lebte nur der Religion. Sie selbst hielt kirchliche Erbauungsstunden ab und schrieb eine neue Liturgie für den Gottesdienst. Mit Unterstützung des Zaren plante sie eine christlich-kommunistische Kolonie auf der Krim zu gründen, doch ist durch ihren frühzeitigen Tod diese Idee nicht zur Ausführung gekommen.

Als dritte bedeutende Baltin des 19. Jahrhunderts ist die Fürstin *Dorothea Lieven*, geb. von Benkendorff aus Riga (1784—1857) zu nennen. Am Petersburger Hof erzogen, heiratete sie sehr jung den Botschafter in London, den Fürsten Christoph Lieven. Ihre außerordentliche Begabung und ihr ausgeprägter politischer Sinn drängten sie schon früh, am politischen Leben aktiv Anteil zu nehmen. Es gelang ihr nicht nur durch vorzügliche Gesandtschaftsberichte für ihren Gatten Aufsehen zu erregen, sondern sich auch in Paris und London maßgeblich in die europäische Diplomatie einzuschalten. Wilhelm von Humboldt, auch die französischen Staatsmänner Guizot und Thiers rühmten die scharfe Beobachtungsgabe, die Klugheit und das diplomatische Geschick dieser baltischen Fürstin.

Die ostdeutschen Frauen, deren Lebensbilder hier nur kurz gestreift werden konnten, haben mit ihrem schriftstellerischen Schaffen nicht über ihre Zeit hinaus gewirkt. Ihre Bedeutung lag einzig und allein in ihrer Persönlichkeit.

Das literarische Werk aber einer *Marie von Ebner-Eschenbach* strahlt noch heute in hellem Glanze. Im Jahre 1830 ist die Komteß Dubsy in Mähren geboren. Mit 14 Jahren schon schrieb sie, daß sie entweder die größte Schriftstellerin aller Zeiten werden oder überhaupt nicht leben wolle. Das war jugendliche Überspanntheit. Die vierzehnjährige Verfasserin vieler lyrischer Gedichte ist nicht die größte Schriftstellerin aller Zeiten geworden, wohl aber die größte Erzählerin des südostdeutschen Raumes. Sehr bekannt ist ihr „Kleines Lied“.

„Ein kleines Lied! Wie gehts nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele“.

Von frühester Jugend an glaubte sie an ihre dichterische Berufung. „Möglichst einfach die Lebensgeschichte oder ein Stück Lebensgeschichte eines Menschen erzählen, dessen Geschicke mir besonderes Interesse eingeflößt haben“, so umriß sie später allzu bescheiden ihr Werk. Echte dichterische Begeisterung gaben der jungen Adligen, die auf den Gütern Mährens den größten Teil ihres Lebens verbrachte und die in kinderloser Ehe mit einem Vetter Moritz von Ebner-Eschenbach verheiratet war, die Kraft, sich gegen ihre Zeit und die Standesvorurteile ihrer gesellschaftlichen Schicht durchzusetzen. Eine große dramatische Kraft, ein fast männlich herber Stil sind die Kennzeichen ihrer Romane und Novellen. Sie schöpfte aus dem Heimatboden. Nichts hat sie reicher zu ihrer Arbeit angeregt als Landschaft und Leben um sie herum. So finden wir in ihren Werken den mährischen Landadel mit seinem Standesdünkel und seinen Familientragödien genau so le-

bendig gezeichnet wie den Pfarrer, den Förster, das arme Gemeindegeld und die Bauern mit ihren harten Schicksalen. Von ihrem scharfen Verstande und der Fähigkeit, in psychologische menschliche Probleme einzudringen, zeugen ihre Aphorismen. Die meisten dieser Aphorismen sind allgemein bekannt geworden, wir zitieren sie, ohne uns bewußt zu werden, daß es diese ostdeutsche Frau war, die sie einst prägte. Die bekanntesten ihrer Romane und Novellen sind: „Glaubenslos“, „Das Gemeindegeld“, „Lotti, die Uhrmacherin“, die beiden Sammlungen „Dorf- und Schloßgeschichten“. Die feine tiefbewegende Tiergeschichte „Krambambuli“ ist deutsches Allgemeingut geworden. Als Marie von Ebner-Eschenbach 1916 starb, hinterließ sie viele Werke — sieben Bände — und viele Freunde, die ihrer dankbar gedachten. Gertrud Bäumer sagte von ihr: „Das Schönste, das unangreifbar und ohne Vorbehalt Verehrungswürdigste, Hilfreiche, ja Große in diesen sieben Bänden, das ist sie selbst.“

Aus dem südostdeutschen Lebensraum wie die Ebner-Eschenbach, stammt auch die erste Trägerin des Friedensnobelpreises von 1905, Bertha von Suttner, geb. Gräfin Kinsky. (1843—1914). Diese einzigartige Frau wurde die erste Kämpferin für das größte Anliegen der Menschheit, für den Frieden. Jahrzehnte hat sie nur dem Kampfe um die Erhaltung des Friedens gelebt. Es ist von erschütternder Tragik, daß sie den Ausbruch des ersten Weltkrieges noch erleben mußte. Am Tage, da die Schüsse von Serajewo fielen, schloß sie die Augen.

Der Weg von der kleinen, verwöhnten böhmischen Komtesse bis zur Nobelpreisträgerin war weit und dornenreich. Ihre Jugendjahre verbrachte sie zumeist mit ihrer Mutter auf Reisen in Frankreich, in Italien und Deutschland. Erst mit 33 Jahren ging sie eine Liebesheirat mit dem Baron von Suttner ein. Standesdünkel, gesellschaftliche Vorurteile widersetzten sich dieser Eheschließung, so daß das Paar zu Freunden in den Kaukasus floh. Hier schlugen sich beide mit Schriftstellerei recht und schlecht durch. Berta von Suttners erste Arbeit, die von einer Zeitschrift angenommen wurde, betitelte sich „Fächer und Schürze“. Von da an wurden Aufsätze, Reisebeschreibungen, Novellen von ihr überall veröffentlicht. Die Gesamtausgabe ihrer Werke umfaßt 12 Bände. Als die Suttners sich mit ihrer Familie aussöhnen konnten, kehrten sie nach Jahren in die Heimat, auf Schloß Harmannsdorf zurück. Die Erlebnisse der Kriege 1864, 1866, 1870/71, die Bekanntschaft mit sozialistischen Schriftstellern aller Länder ließen Bertha von Suttner zu der Überzeugung kommen, daß die Frauen die Vorkämpferinnen für den Frieden werden müßten, und sie setzte diese Idee in die Tat um. Sie reiht sich in die noch kleine Schar idealistischer Kämpfer für den Frieden ein und wird mit einem Schlage berühmt, als sie ihr Buch „Die Waffen nieder“ erscheinen läßt. Das Buch wurde in Massenaufgaben gedruckt und gleichzeitig in fünf Sprachen übersetzt. Der Erfolg des Buches beruhte auf der realen und so erschütternden Darstellung der Grausamkeit des Krieges und der

kühnen Forderung, niemehr die Waffen zu erheben. Ihre Gedanken kleidete sie in einen Roman, so daß das Werk weiten Kreisen verständlich war. Für Bertha von Suttner, die fortan auf allen Friedenskongressen, Tagungen und Konferenzen mitwirkte, war die erste Haager Friedenskonferenz von 1899 wohl der Höhepunkt. Zum ersten Male gingen die Staaten der Welt „in voller Einheitlichkeit die Verpflichtung ein, im Falle eines Streites vor Anrufung der Waffen die guten Dienste oder die Vermittlung befreundeter Mächte in Anspruch zu nehmen . . .“. So lautete der Beschluß der ersten Haager Friedenskonferenz. Dieses war damals zweifellos ein großer Gewinn, der sich befruchtend auf die internationalen Beziehungen auswirkte. Daß diese einheitliche Verpflichtung zustande kam, war mit das Werk Bertha von Suttners, die auch weiterhin die ganze Kraft ihrer Persönlichkeit, ihren Glauben, ihre Begeisterung, ihr schriftstellerisches Talent für die Sache des Friedens unermüdlich einsetzte. Doch ihr Bemühen und auch ihr Ruhm, der damals um den ganzen Erdball lief, sind im Waffenlärm des ersten und des zweiten Weltkrieges untergegangen. Umso mehr sollten die Menschen, die die beiden Weltkriege überlebt haben, sich ehrfürchtig beugen vor dieser ostdeutschen Frau und ihrem Kampf für den Frieden der Welt.

Neben dieser Frau aus dem südostdeutschen Raum, die am Ende des 19. Jahrhunderts lebte und wirkte, steht die Preuße Johanna von Bismarck. 1824 wurde Johanna von Puttkammer in Viartlum in Pommern geboren. Der Pietismus, der in einem weiten Kreise des pommerschen Landadels wirksam war, bestimmte nicht nur ihre Erziehung, ihre Jugendjahre, sondern war richtunggebend für ihr ganzes Leben. Auf den Gütern zwischen Bütow und Rummelsburg, unter gleichgesinnten Verwandten und Freunden wuchs Johanna von Puttkammer auf. Als sie das erstmal vom „tollen“ Bismarck hörte, sagte sie in ihrer natürlichen Frömmigkeit: „Ich will für Bismarck beten, sehr viel für ihn beten“. Es war die ihr vom Schicksal bestimmte Rolle, die Gattin Bismarcks zu werden, ihre Lebensaufgabe, keinen Ehrgeiz für sich selbst zu haben, alles nur für ihren Mann zu tun, nur für ihn da zu sein. Alle Zeitgenossen, ob Freund oder Feind, rühmen immer wieder ihre Schlichtheit, ihre Wahrhaftigkeit, die fern aller Pose, ungetrübt durch Äußerlichkeiten des Aufstieges und aller Ehrungen des Mannes ihren Charakter beherrschten. Die überraschende Karriere Bismarcks bestürzte sie fast, verwirrte sie, so daß sie Trost und Halt suchte in dem alten Herrenhuter Lied „quo vadis domine nobiscum?“ (Wohin gehst Du mit uns, Herr?) In selbstloser Hingabe widmete sie ihr ganzes Sein, ihre Kraft, ihren Glauben dem Manne. Sie verstand es feinführend und meisterhaft, die Atmosphäre um den geliebten Gatten und großen Staatsmann so zu gestalten, wie er es liebte und brauchte. Johanna von Bismarck blieb sich immer gleich als Frau des pommerschen Gutsbesitzers und Abgeordneten oder später als Gräfin, Fürstin und Frau des Reichskanzlers. Sie war und blieb die natürliche, fromme Preuße, die pommersche Landedelfrau, die

besorgte Mutter ihrer Kinder, einfach und aufrecht in guten und bösen Tagen. In beispielloser Hingabe und Selbstverleugnung stand sie ständig, um „ihren Otto“ besorgt und bemüht, im Auf und Ab dieses reichen bewegten Lebens an der Seite ihres Mannes. Aufrichtiger und bewußter konnte Bismarck ihr nicht danken als mit den Worten, die er 1866 niederschrieb: „Ich fürchte, ich wäre nichts geworden, was Gott gefällt, wenn ich Dich nicht hätte, Du warst und Du bist mein Anker an der guten Seite des Ufers. Reißt der, so gnade mir Gott!“ Johanna von Bismarck wollte keinen Dank. In ihrer Bescheidenheit sagte sie einmal, als man ein Bismarckbuch veröffentlichen wollte und auch von ihrem Leben einige Angaben erbat, „Ich wüßte eigentlich nichts, was man über mich schreiben könnte. Nichts weiter, als daß ich existiere, und das, meine ich, ist dem großen Publikum wohl recht gleichgültig“. Das Leben dieser pommerschen Frau ist keineswegs gleichgültig, sondern ein leuchtendes Beispiel selbstloser Frauenliebe.

Die gesellschaftlichen Umwälzungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts hatten den Frauen in der ganzen Welt mehr Freiheit zur öffentlichen Betätigung gegeben, wenngleich auch diese meistens nur unter den härtesten Kämpfen erobert werden konnte. Der Weg zur Ausbildung, zum Studium war schwer. Mit Verachtung und Spott beladen wurde, wer ihn wagte, um Lehrerin, Fürsorgerin, Ärztin oder Künstlerin zu werden. Unter den ostdeutschen Frauen, die diesen dornreichen Weg einschlugen, steht an erster Stelle die Baltin *Margarete von Wrangell*, (1876-1932). Sie stammte aus einem alten, nach Livland eingewanderten Adelsgeschlecht Nordwestdeutschlands. Während ihrer Schuljahre verfaßte die junge Baroneß tiefempfundene Gedichte, doch galt ihr Interesse und ihre große Begeisterung der Mathematik und der Naturkunde. Sie strebte nach einem Diplom — ganz ungewöhnlich für ihre Zeit und ihre gesellschaftliche Stellung. Doch setzte sie es durch, daß sie das Lehrerinnen-Examen machen durfte. Dem vorgeschriebenen gesellschaftlichen Leben wich sie aus und widmete sich ganz den Naturwissenschaften in Tübingen und Leipzig. Im Jahre 1909 zog die glückliche Margarete von Wrangell mit dem Doktordiplom „summa cum laude“ nach Dorpat, wo sie Assistentin an der landwirtschaftlichen Versuchsstation der Universität wurde. Ihr unerhörtes Können und ihre lebenswürdige Persönlichkeit — man sagte von ihr, daß sie einen ausgezeichneten männlichen Verstand mit tiefem, fraulichem Verständnis vereinte — bewirkten es, daß sie sich neben ihren männlichen Kollegen behaupten konnte und uneingeschränkte Anerkennung fand. Wie sehr ihre Forschungsarbeit geschätzt wurde, ist daraus ersichtlich, daß der berühmte englische Nobelpreisträger, der Chemiker William Ramsay, sie in sein Institut aufnahm. Später arbeitete sie in Straßburg über organische und physikalische Chemie, dann unter Madame Curie, der Physik-Nobelpreisträgerin und Entdeckerin des Radiums in Paris.

Nach erschreckenden Erlebnissen während des ersten Weltkrieges und der Revolution, die sie in Reval miterlebte — sie war lange Zeit von den Bolschewiken gefangen gehalten worden — wollte sie es so wenig wie möglich mit Menschen zu tun haben, die sich mißverstehen und verfolgen. So schrieb sie 1920: „Ich lebte mit den Pflanzen, ich legte das Ohr an den Boden, und es schien mir, als seien die Pflanzen froh, mir etwas über die Geheimnisse ihres Wachstums erzählen zu können“. Zwei Jahre später errichtete man nach ihren Angaben in Hohenheim bei Stuttgart das erste deutsche Pflanzenernährungsinstitut. Sie bestieg als erster weiblicher Professor einen ordentlichen Lehrstuhl. Mit diesem Institut war ihr die Möglichkeit gegeben worden, ihre wissenschaftlichen Pläne voll zu verwirklichen. Zehn Jahre fruchtbarer Arbeit waren ihr noch beschieden. Das Streben nach Erkenntnis und die Liebe zur Natur waren die Kräfte, die ihr den Lebensweg vorschrieben. Für die Forscherin und die Frau aus dem deutschen Osten schrieb ihre Landsmännin Gertrud von den Brinken die Zeilen:

„Wir tragen als Erben in Blut und Blick
Erlöschner Geschlechter Kämpfergeschick
Und müssen uns neu ihm verschreiben“.

Von den ostdeutschen Frauen, die um die Jahrhundertwende sich den Weg zum Studium erkämpften, sei noch die Danziger Arztochter *Marie Baum*, geb. 1874, genannt. Sie machte wie die meisten geistig vorwärtstrebenden Frauen ihrer Zeit das Lehrerinnen-Examen, das damals die erste Stufe zum Eintritt in die akademische Welt bedeutete. Nach Studienjahren in Zürich holte sie sich das Doktor-Diplom und wandte sich vor allem sozialen Fragen zu und der tätigen Arbeit innerhalb der jungen deutschen Frauenbewegung. Als Gertrud Bäumer im Jahre 1917 in Hamburg die „Soziale Frauenschule“ gründete, berief sie Marie Baum als Lehrerin an diese Anstalt, wo sie bis 1919 in enger Verbindung mit Helene Lange und Gertrud Bäumer wirken konnte. Sozialpolitik, Sozialpädagogik waren das umfangreiche, sich immer erneuernde Arbeitsgebiet von Marie Baum, die bis 1922 Mitglied der Nationalversammlung und des Reichstages war und seit 1928 als Dozentin an der Universität Heidelberg wirkte. In ihrem Erinnerungswerk „Rückblick auf mein Leben“ hat Marie Baum vom Kampf und Beglückung der Studienjahre erzählt, von ihrem frühen Einsatz gegen die soziale Not des deutschen Volkes, für die deutsche Frauenbewegung, die sich darum bemühte, die Frau in das Gemeinschaftsleben von Volk und Staat einzubauen und die Frauen vorzubilden, soziale und politische Verantwortung mitzutragen. Die letzten Veröffentlichungen von Marie Baum sind Erinnerungen an zwei bedeutende Persönlichkeiten der deutschen Frauenbewegung: „Leuchtende Spur“, das Leben von Ricarda Huch und „Anna von Gierke“, ein Lebensbild.

Eine Frauengestalt aus ostdeutschem Boden hat mit ihrem Werk und Schaffen sich in der Welt der Kunst einen hervorragenden Platz gesichert.

Es ist Käthe Kollwitz, geb. Schmidt. (1867—1945). In ihren Briefen und Tagebuchblättern brachte sie zum Ausdruck, wie sehr sie ihrer ostpreussischen Heimat verwurzelt war, auch als sie durch ihren Mann, den Berliner Arzt, in einen neuen Lebenskreis eingeführt wurde. Die Königsbergerin, die aus einem Handwerkerhause stammte, gewann ihre stärksten künstlerischen Anregungen aus den Radierungen von Max Klinger. Sehr ernst und erdenschwer in ihrem Wesen veranlagt, hat sie es sich bei ihrer künstlerischen Gestaltung nicht leicht gemacht und in ihren Ausbildungsjahren, in Berlin und München schwer mit ihrem Werk gerungen. Ihr ganzes Wesen drängte danach, mitleidend die Not der anderen zu gestalten. Die Umgebung, in der sie lebte, die Tätigkeit ihres Gatten, des Armenarztes im Berliner Norden, gaben ihr die Motive für ihre Zeichnungen und Radierungen. Bekannt erst wurde sie durch „Die Weber“, einer Folge von Radierungen nach dem gleichnamigen Drama von Gerhart Hauptmann. (1897). Danach folgten „Der Aufruhr“, 1899, „Tanz um die Guillotine“, 1901, „Der Bauernkrieg“, 1908, die Holzschnittfolge „Der Krieg“, 1920—23. In späteren Jahren wandte sie sich der Plastik zu, trauriger Anlaß war der Tod ihres im ersten Weltkrieg gefallenen Sohnes Peter, dem sie ein Grabmal schuf. Sowohl in ihrem graphischen wie in ihrem plastischen Werk hat Käthe Kollwitz nur ein einziges Motiv gekannt: das Leid. Das Mitfühlen mit der elenden, gequälten Menschheit ließ sie den Stift, den Meißel in die Hand nehmen. Sie hat die Armen gemalt, die Zertretenen, die Hoffnungslosen, die Frierenden und die Hungernden. Das Leben selbst, wie es sie in aller Not täglich umgab, gestaltete sie in eigenartiger, zwingender Überzeugungskraft und künstlerischer Form. Immer wieder hat sie ihre Werke den Müttern dieser Erde geweiht, den Müttern mit dem liebenden Herzen, den Müttern, die am Leid der Welt, am Kriege, wie an der Ungerechtigkeit verzweifeln, zerbrechen. Die Kunst einer Käthe Kollwitz wird weiterleben, wird anklagen. Ihre Schöpfungen werden nicht nur von den Deutschen, sondern von allen Völkern geschätzt und geehrt. Romain Rolland hat ihr Schaffen gerühmt mit den Worten: „Not ist kaum je menschlicher, stärker und ehrfürchtiger gestaltet worden, ihr Werk ist ein Beitrag zur europäischen Menschlichkeit“.

Wie unermesslich reich sind die Gaben, die der deutsche Osten der Welt zu geben vermochte. Hier das herbe, aufrüttelnde Schaffen der Käthe Kollwitz, das aus schwerem ostpreussischen Boden kommt. Und daneben die liebliche heitere Kunst einer Renée Sintenis. Die Kunst dieser Schlesierin gehört allen, die Freude haben an zarten, anmutigen Formen. Die Liebe zum Kreatürlichen spricht aus allen ihren Schöpfungen. Sie formt das rührende unbeholfene Lamm, das noch taumelnde Fohlen, das springende Böckchen. Die Anmut des Daseins wird in ganz natürlicher Bewegung wiedergegeben. Mit dem unbestechlichen Blick des Künstlers, mit sicherer Hand hat sie den Augenblick erfaßt, der eine Bewegung, das freie Spiel der Glieder als künstlerischer Ausdruck erscheinen läßt und hat ihn in dauernde Form gebannt. Renée Sintenis, in deren Adern sich das Blut deutscher und französischer

Einwanderer mischte, 1888 in Glatz geboren, begann um die Jahrhundertwende als Kunstgewerbeschülerin in Berlin. Heute ist sie mit ihren so lebensvoll erfaßten Tierplastiken eine Bildhauerin von Rang. Auch ihre Bildnisköpfe zeugen von dem Darstellungsvermögen ihrer Meisterhand. Die Statue des finnischen Wunderläufers Nurmi brachte ihr 1932 den Olympiapreis. Im Jahre 1952 erhielt sie die Friedenklasse des Ordens pour le mérite. 1953 wurde sie mit dem Verdienstkreuz der Bundesrepublik ausgezeichnet. Die Künstlerin, die 1954 mit dem kleinen Berliner Bär, der an den Autostraßen Deutschlands aufgestellt, erneut in Erscheinung getreten ist, wirkt als Leiterin der Meisterklasse für bildende Kunst in Berlin.

Noch eine andere berühmte Frau hat Schlesien uns geschenkt. Die bekannte Schöpferin der so beliebten, lebensvollen Puppen, Käthe Kruse, geb. 1883 in Breslau, die als Schauspielerin debütierte, verdient es, unter den ostdeutschen Künstlerinnen genannt zu werden. Die Mütter der ganzen Welt danken es ihr, daß sie als erste — zuerst für ihre eigenen Kinder — Puppenwesen schuf, die im Gegensatz zu den steifen, so ausdruckslosen Gebilden früherer Zeiten lebensvolle Natürlichkeit ausstrahlen. Die Welt unserer Kinder wäre arm ohne Käthe Kruses künstlerische Puppen.

Eine dritte Künstlerin aus Schlesien hat am Anfang unseres Jahrhunderts tief und nachhaltig auf alle die gewirkt, die sie je erlebt haben. Unvergessliche Stunden der Bewegung und Besinnung schenkte Agnes Sorma, die große Schauspielerin, die 1865 in Breslau geboren ist. Nicht nur an deutschen Bühnen, sondern auch auf zahlreichen Gastspieltourneen im Auslande wurde sie beliebt und berühmt. Agnes Sorma, die großen Darstellerin berühmter Frauenrollen, starb 1927 in Crownsend/Arizona.

Schon vor der Sorma hatte sich eine andere ostdeutsche Frau als Schauspielerin einen Namen gemacht. Es ist Marie Seebach aus Riga (1829 bis 1897). Sie war mit dem bekannten Sänger Albert Niemann verheiratet und wirkte mit wachsender Beliebtheit am Kgl. Schauspielhaus in Berlin seit 1887. Ihre Kollegen von der Bühne sind ihr vor allem zu Dank und bleibender Erinnerung verpflichtet, denn sie stiftete aus eigenen Mitteln das „Marie Seebach-Stift“ in Weimar für hilfsbedürftige, alte Bühnenkünstler.

„Die tollkühnste Frau zwischen Himmel und Erde“. So hat die sportbegeisterte Jugend und die Presse in den dreißiger Jahren Hanna Reitsch, die 1912 geborene Schlesierin genannt. Ihr Traum und Ziel war, einst Tropenärztin zu werden und eine Flugmaschine zu steuern, um jederzeit startbereit, den Bewohnern in tiefster Urwaldwildnis rechtzeitig Hilfe bringen zu können. Hanna Reitsch begann mit dem Medizinstudium und setzte gleichzeitig auf den Segelflugsportplätzen von Rositten und auf der Rhön alle Fachleute in Erstaunen durch ihr fliegerisches Können, ihre Tollkühnheit und ihre Begabung für die Fliegerei. Sämtliche Frauen-Weltrekorde im Se-

gelfliegen fielen ihr bald spielend zu. Die Schlesierin, die 1930 in Grunau bei Hirschberg mit dem ersten Start ihre fliegerische Laufbahn begann, wurde 1935 Flugkapitän für schwerste Verkehrsmaschinen. Ihr Mut und ihr Können wurden so sehr geschätzt, daß sie 1937 die erste weibliche Versuchspilotin bei der Flugerprobungsstelle der Luftwaffe in Berlin wurde.

Groß ist die Schar ostdeutscher Frauen, die sich als Schriftstellerinnen einen Namen gemacht haben. Aus den baltischen Landen, aus Ost- und Westpreußen, aus Schlesien und dem Sudetenland kamen die, deren Werke über den Begriff Heimatliteratur hinausgehen. Wer kennt nicht die Bücher einer *Monica Hunnius*? In der altertümlichen Stadt Narwa wurde sie 1858 in einem Pastorenhause geboren. „Mein Weg zur Kunst“ heißt ihr Erinnerungswerk, worin sie von den Schwierigkeiten, in damaliger Zeit Gesang zu studieren, berichtet. Sie wurde in Frankfurt, Mailand und Rom ausgebildet und ließ sich dann in Riga als Gesangspädagogin nieder. Ausgedehnte Reisen nach Italien, England, Frankreich und immer wiederkehrende Aufenthalte in Berlin gaben ihr engen Kontakt mit zahlreichen berühmten Künstlern und kunstbegeisterten Menschen. Im ersten Weltkrieg begann sie zu schreiben. Angeregt dazu wurde sie durch den Dichter Hermann Hesse, der auch das Geleitwort zu ihrer ersten Veröffentlichung „Mein Onkel Hermann“ schrieb. Ermutigt durch die Resonanz, die dieses Buch hatte, schöpfte sie aus dem reichen Brunnen ihrer Erfahrung und ihrer Erlebnisse und brachte zahlreiche Bücher heraus: „Baltische Frauen von einem Stamm“ — „Aus Heimat und Fremde“ — „Baltische Häuser und Gestalten“ — „Menschen, die ich erlebte“ — „Meine Weihnachten“. In diesen Büchern gab sie neben persönlichen Erinnerungen einen ganz lebendigen Eindruck von dem starken, vitalen, geistig so hochstehenden Deutschtum der baltischen Länder. An ihrem Lebensabend sagte sie: „Nie war ich ausgelebt aus der Heimat, in die ich gehöre wie der Baum in sein Erdreich“.

Neben *Monica Hunnius* wurden von den baltischen Schriftstellerinnen besonders bekannt *Marie Munier-Wroblewska* mit der Roman-Trilogie „Unter dem wechselnden Mond“, *Helene Hörschelmann* mit den Romanen „Frau Ragnhilds Spätsommertraum“ und „Reife Garben“ und die Lyrikerin *Gertrud von den Brincken*, die „Gedichte und Balladen“ veröffentlichte. Sie schrieb nach dem ersten Weltkrieg:

„Verlorene Heimat.
Nun wachsen wohl schon die Bäume
Hoch über das Dach hinaus,
Beschattend die Giebelfenster
Im fernen Vaterhaus.
Nun fassen wohl schon die Büsche,

Die damals noch heckengleich,
Hinauf nach den Fenstersimsen
Und stehen blütenreich . . .

Die ihr in den wandernden Winden
Noch nicht verloren steht,
Ihr sollt doch manchmal beten,
Wenn die Nacht durch die Scheiben späht:
Laß Vater uns nimmer lernen,
Wie es ist, da draußen allein
Und keine Heimat haben
Und heimwehkrank zu sein . . .“

Der Anteil der schlesischen Frauen am literarischen Schaffen in der Gegenwart ist recht groß. Das Erbe der *Karschin* wird in vielen schlesischen Frauen lebendig. Längst vergessen sind, die einstmals in jedem deutschen Hause gelesen wurden, die Romane und Erzählungen der *Euphemia* von *Adlersfeld-Ballestrem* (1854—1943) und die Kindergeschichten von *Frida Schanz*, die jahrelang an der bekannten Zeitschrift „Daheim“ wirkte und 1944 in Bad Warmbrunn starb.

Frühverstorben (1950) aber nicht vergessen ist die schlesische Schriftstellerin *Margarete Passon-Darge* mit ihrer schlichten Erzählung aus dem 18. Jahrhundert „Der Hochzeitsweg“. In einem anderen Werk „Bildnis eines Christen“ hat sie dem deutschen Arzt in Moskau und großen Philantropen *Friedrich Joseph Haas* ein Denkmal gesetzt und sein beispielloses Werk der Vergessenheit entrissen. Haas hatte sich als Gefängnisarzt der nach Sibirien Verbannten in aufopfernder und selbstloser Liebe angenommen, so daß das russische Volk ihn den „Heiligen Doktor“ nannte.

Zu den besten Erzählern von Tiergeschichten zählte unbestreitbar die Liegnitzer Lehrerin *Martha Roegner*, die 1953 in ihrer neuen Heimat Eschwege gestorben ist. Ihre Tiernovellen wie „Mutter Hennings Freunde“ — „Die Füchse vom Klippenberg“ — „Strauß Knurre“ sind von fast wissenschaftlicher Naturbeobachtung und feiner beseelter Darstellung getragen. Auch ein Roman entstammt ihrer Feder, betitelt „Der Page“, der das Schicksal des berühmten Kosakenhetmanns *Mazeppa* behandelt.

Dora-Lotti Kretschmer, die „Märchentante“, schrieb zwei Kinderbücher „Die Hasenwoche“ — „Der Zuckerklau“, die Novellen „Die Schwestern vom Bodensee“ und „Unter italienischem Himmel“. Das fröhliche Volkskundebuch „Schlesisches Himmelreich“ ist dem Erinnern an schlesische Art und Brauch und dem schlesischen Humor gewidmet.

Auch *Ilse Lagner* ist Schlesierin (geb. 1899). Neben vielen Novellen ist sie besonders bekannt geworden durch ihren großen Roman „Die purpurne

Stadt“, in dem sie eindrucksvoll ein Bild von Peking gibt und die Erlebnisse einer jungen Deutschen in dieser Stadt und im fernen Osten sehr lebendig zu schildern weiß.

Ruth Hoffmann (Ruth Scheye, geb. Hoffmann, geb. 1893) ist ebenfalls Schlesierin. Sie erzählt der Welt, was Schlesien ist, wie es um ein schlesisches Herz bestellt ist. In ihrem ersten Roman „Pauline aus Kreuzberg“ schildert sie schlicht die Lebensgeschichte ihrer Großmutter, von der sie sagen kann: „Was ihr das Schicksal ausgezahlt hat, münzte sie um und gab es weiter als lauter Liebe“. Ihre weiteren Romane und Novellen „Meine Freunde aus Davids Geschlecht“ — „Der verlorene Schuh“ — „Die Zeitemspindel“ — „Umgepflanzt in fremde Sommerbeete“ werden überstrahlt von dem großen Frauenroman „Die schlesische Barmherzigkeit“.

Ruth Storm, 1905 in Kattowitz geboren, ist in der so spannungsreichen, zwispältigen Atmosphäre des oberschlesischen Grenzlandes aufgewachsen. Schon die Ereignisse des ersten Weltkrieges und die Auswirkungen des Versailler Friedensvertrages beeindruckten sie stark und fanden ihren Niederschlag in Tagebuchaufzeichnungen, die sie bereits mit 22 Jahren veröffentlichte: „Aus Oberschlesiens schwerster Zeit“. Die Protestantin, die sich jahrelang mit der Geschichte der Hl. Hedwig beschäftigte, veröffentlichte später die Romane „Ein Mann kehrte heim“ und „Das vorletzte Gericht“, ein erschütternder Bericht der letzten Ereignisse in Schlesien vor der Vertreibung. Aus demselben Erlebnis erwuchs das Schauspiel „Das Haus am Hügel“.

Aus dem böhmischen Raum stammt Gertrud Fussenegger. Sie ist 1912 in Pilsen geboren. Ihr starkes Erzählertalent kommt in vielen Romanen zum Ausdruck. In großangelegten historischen Themen läßt sie Geschichte und Kultur des böhmischen Raumes aufklingen wie in „Die Brüder von Lasawa“, einem Roman, der zur Zeit des 30jährigen Krieges spielt. Es ist ihr gegeben, gleicherweise die Welt des Krieges, wie auch die Naturgewalten der Landschaft und den Menschen in seinen Verstrickungen überzeugend zu gestalten. „Das Haus der dunklen Krüge“ ist ein Familienroman, der mit Eindringlichkeit das Bild einer Epoche zeichnet, in einem Raum, der vielfache volkliche Probleme in sich birgt. Weitere Werke von ihr sind „Böhmische Verzauberungen“ — „Geschlecht im Advent“ — „Eines Menschen Sohn“, die Erzählungen „... wie gleichst Du dem Wasser“. Für den Roman „In Deine Hand gegeben“ erhielt Gertrud Fussenegger den österreichischen Stifter-Preis.

Es gibt in der Literatur kaum ein Gegenstück gleichen Ranges zu den Veröffentlichungen von Gertrud Scupin (1880—1947). Sie ist im Posener Lande geboren, verbrachte aber ihre entscheidenden Jahre in Breslau, wo sie auch ihr Lehrerinnenexamen machte. Diese Frau schrieb 16 Jahre hindurch ein genaues, sehr eingehendes Tagebuch über die Entwicklung ihres Sohnes. Dieses Tagebuch zeugt von der erstaunlichen physischen und

psychischen Leistung der Mutter. Im Jahre 1907 veröffentlichte sie die ersten Bände der Tagebuchaufzeichnungen: „Bubis erste Kindheit“. Dann folgten 1910 „Bubi vom 4.—10. Lebensjahr“. Sie schloß im Jahre 1931 mit dem „Lebensbild eines deutschen Schuljungen“. Diese scharf beobachteten Aufzeichnungen haben nicht die Verbreitung gefunden, die sie verdient hätten. Aber sie sind dennoch ein wertvoller, einmaliger Beitrag einer Frau zur Wissenschaft vom Kinde. Für die Forschung waren sie von so hohem Wert, daß das psychologische Institut der Universität Wien sie in ihre Forschungsreihe aufnahm und ein „Scupin-Archiv“ gründete.

Die Schriftstellerin Edith Mickeleitis, (geb. 1905) stammt wie Gertrud Scupin aus Posen. Sie beschäftigte sich besonders mit historischen Persönlichkeiten. „Die Königin“, 1940 erschienen, ist ein großangelegter, psychologischer Frauenroman. Er geht dem Gedanken- und Seelenleben der Königin Luise in den schicksalsschweren Jahren von 1802—1810 nach und schildert auf dem Hintergrund der historischen Ereignisse das persönliche Erleben dieser unglücklichen Königin. Ein psychologischer Frauenroman ist ebenfalls „Die blaue Blume“. Der Zwiespalt in Leben und Liebe der Karoline Schlegel, die den viel jüngeren Professor der Philosophie Schelling liebte, ist in diesem Buche mit tiefem, fraulichem Empfinden gestaltet. Weitere historische Romane von Edith Mickeleitis sind: „Das ewige Bildnis“ und „Die Sterne des Kopernikus“.

Dem Leben und Schicksal bekannter historischer Persönlichkeiten nachzuspüren und sie in erzählender Form der Nachwelt zu überliefern, veranlaßte auch Klara Hofer zu ihren Romanen. Klara Hofer, die 1875 in Bromberg geboren ist, begann 1913 ihre schriftstellerische Arbeit mit einem Roman über Friedrich Hebbel unter dem Titel „Alles Leben ist Raub“. Ihm folgte der große Luther-Roman „Bruder Martinus“. Sehr bekannt geworden ist sie durch den Roman „Sonja Kowaleska“. Er gibt die Geschichte einer geistigen Frau wieder, die in der Frauenbewegung vor der Jahrhundertwende eine Rolle spielte und Professor an der Universität Stockholm wurde.

Ilse Molzahn, geb. 1895, die heute als Journalistin tätig ist, stammt aus Kowalewo in Westpreußen. Sie hat mit ihrem Grenzlandroman, einem Erstlingswerk, aufrüttelnd gewirkt. In diesem Buch „Der schwarze Storch“ gab sie Kindheits- und Jugenderlebnisse im Elternhause an der Weichsel wieder und vermochte die heraufziehenden Schatten eines kommenden Unheils herauszuarbeiten. Dieses Unheil ist symbolisch dargestellt durch einen schwarzen Storch, der unter die dort hausenden weißen Störche einfällt. Das Nebeneinander, das Gegeneinander zweier Volksgruppen auf engem, nachbarlichem Raume, das tägliche Leben, das immer auf Abwehr und Behauptung ausgerichtet ist, sie zeigen, was es bedeutet, im Grenzland des Weichselraumes zu wirken. In Westfalen, Niedersachsen und Ostpreußen spielt Ilse Molzahns vierbändiger Familienroman „Töchter der Erde“. Er zeigt eine

Fülle von Gestalten aus Vergangenheit und Gegenwart auf. Neben sehr eingehenden und anschaulichen Beschreibungen von Menschen, Ereignissen und den verschiedenen Landschaften stehen besinnliche Betrachtungen mit starkem, dichterischem Klang. Aus ihren Veröffentlichungen sind noch zu nennen „Nymphen und Hirten tanzen nicht mehr“ und „Betrachtungen“.

Vergessen dürfen wir nicht Martha Müller-Grähler, eine Frau aus Pommern, deren Beitrag zwar klein, aber bedeutend ist. Sie, die 1939 starb, ist die Verfasserin des Liedes „Wo der Ostsee Wellen trecken an den Strand“. 1908 wurde dieses Lied zum erstenmal in den „Meggendorfer Blättern“ im pommerschen Platt als „Mine Heimat“ veröffentlicht. Die Ostpreußen haben sich dieses Lied angeeignet, und der Königsberger Sender wählte die ersten Töne des Liedes zum Pausenzeichen. Auch die Friesen fanden Gefallen an diesem Liede und nahmen es für sich in Anspruch. Das Lied ist ein Volkslied geworden. Wenn es erklingt, gedenkt niemand derer, die es schuf und zuerst sang.

Die ostpreußischen Schriftstellerinnen der Gegenwart haben zwei Vorbilder, die in die Literaturgeschichte eingegangen sind. Da ist zuerst die Königsbergerin Fanny Lehwald. (1811—89). Die Ideen der freisinnigen Partei, die in Königsberg zu jener Zeit dominierte, fanden in ihren Büchern einen literarischen Niederschlag. In diesem Geiste sind ihre beiden Frauenromane „Clementine“, 1842 und „Jenny oder die Freiheit der Sinne“, 1843 geschrieben. Im Jahre 1887 erschien der großangelegte Familienroman „Die Familie Darner“. Dieses Werk, das im freisinnigen Kaufmannsmilieu spielte, gibt ein eindrucksvolles Bild von Königsberg im Anfange des 19. Jahrhunderts. Sehr bekannt und viel gelesen wurde ihr historischer Roman „Prinz Louis Ferdinand“, ein Zeitbild, das in drei Bänden 1859 zum ersten Mal erschien. Als zweite ist die ostpreußische Lyrikerin Frieda Jung zu nennen. (1865—1929). Sie sagte bescheiden von sich „ich habe ein paar Lieder gesungen, aber lange nicht so schön wie die kleine Lerche da draußen. Ich bin eine schlichte Frau, die fest und kindesfroh an die Gottesschrift in Bibel, Wald und Sternen glaubt“. Ihre ersten Gedichte erschienen 1907, ihre Erinnerungen „In der Morgensonne“ 1910. Nach Jahren der Not und Sorge konnte sie sich aus dem Erlös ihrer Schriften ein Heim schaffen. Als nach dem Russeneinfall in Ostpreußen 1914 ihr Heim zerstört wurde, setzte sich der Goethebund für die ostpreußische Lyrikerin ein, die 1928 ihre letzte Gedichtsammlung „Gestern und heute“ erscheinen ließ.

„Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
Da liegt mein Saitenspiel, ich habs zerschlagen.
Wenn sie mich draußen nach der Heimat fragen,
Ich winke müde, müde mit der Hand,
Ich sage abgewandt:
Ich hatte einst ein schönes Vaterland“.

Durch dieses Gedicht wurde einst Johanna Wolff, die 1858 in Tilsit geboren ist, in ganz Deutschland bekannt. Johanna Kielich wuchs in den ärmlichsten Verhältnissen auf und mußte sich schwer arbeitend ihr Brot verdienen. Ein Wille nur bewegte sie schon ganz früh: aus Elend und Armut herauszukommen. Sie lernte vom Leben, wie es sich ihr täglich bot, sie arbeitete und diente. Als sie Rote-Kreuz-Schwester in Hamburg war, bewährte sie sich besonders während der großen Cholera-Epidemie. Hier in Hamburg wurde sie die Frau des Großkaufmanns Wolff und verbrachte 40 Jahre in dieser Stadt, bevor sie sich an ihrem Lebensabend nach Locarno-Orselina zurückzog, wo sie 1943 starb. Im Jahre 1912 trat die Autodidaktin Johanna Wolff erstmalig als Schriftstellerin in Erscheinung mit dem autobiographischen Roman „Das Hanneken, Geschichte der Arbeit und des Aufstiegs“. Diese Veröffentlichung wurde ein großer Bucherfolg, wie auch der zweite Band „Hannekens große Fahrt“, der 1935 erschien und in dem sie ihre Reisen in Europa und im Orient beschrieb. Viel gelesen wurden auch ihre Romane „Hans Peter Kromm, der Lebendige“, „Andreas Verlaten“, „Vogelreuthers Mühle“, die zeitlosen Legenden „Der liebe Gott auf Urlaub“. Das Letzte, was Johanna Wolff ihren Freunden und Lesern schenkte, war ein 1939 erschienener Band stimmungsvoller Gedichte „Wanderer wir“.

Ostpreußische Schriftstellerinnen sind auch Johanna Ambrosius, die dichtende Bauersfrau (1854—1939), und Gertrud Prellwitz, die mit ihren Schriften und Märchen für die Jugend vor allem auf die Jugendbewegung nach dem ersten Weltkriege großen Einfluß gewann. Aus Ostpreußen kommt auch Gertrud Papendieck, deren zwingende Erzählergabe ganz besonders in dem 1952 erschienenen Roman „Die Kantherkinder“ deutlich wird. Dieser Roman, der in der Königsberger Kaufmannswelt spielt, kann mit dem fast ein Jahrhundert früher erschienenen „Soll und Haben“ von Gustav Freytag verglichen werden. Es ist ein packendes Zeitbild, das hohe Lied der Ordnung, des Gleichmaßes und der bürgerlichen Rechtschaffenheit. Gertrud Papendieck verdanken wir das schöne ostpreußische Reiterlied, das nach der Melodie des „Prinz Eugen, der edle Ritter“ von allen Reitern gern gesungen wird:

„Deine Söhne, Land im Osten,
Auf der Grenz wacht letztem Posten
Stehn, die Hand am Sattelknauf.
Daß ein jeder Reiter werde,
Wachsen Deine edlen Pferde
Aus dem Heimatboden auf.

.....
Heiligen Brauches sind wir Erben
Laß ihn, Herrgott, nimmer sterben
Unsern alten Reitergeist.
Gib uns Deines Windes Schwingen,
Einst, wenn die Fanfaren klingen
Und es wieder reiten heißt“.

Dieses Lied konnte nur auf ostpreußischem Boden mit seinem weiten Himmel, den weiten Ebenen und seinem Pferdeparadies Trakehnen entstehen.

Charlotte Keyser, die Memelländerin, war in Tilsit Lehrerin. Sie, die 1890 in Ruß geboren ist, begann im Jahre 1937 mit mundartlicher Lyrik „Bi ons to Hus“. Ein Roman aus der Feder Charlotte Keyzers mit dem Titel „Und immer neue Tage“ behandelt die schuldhaft-unschuldige Schicksalsverflechtung einer memelländischen Familie am kurischen Haff während der Pestjahre des 18. Jahrhunderts. Weitere Schriften sind „Schritte über die Schwelle“ und der Novellenband „... und dann wurde es hell“. Charlotte Keyser läßt darin die Menschen dieser weiten Wiesenlandschaft, erdverbunden, schwer und wortkarg in ihrem Wesen vor unserm geistigen Auge er stehen. Sie vermittelt uns die Melodie, die der gewaltige Memelstrom seit Jahrhunderten deutschen Menschen sang.

Aus der gleichen Landschaft kommt eine starke schriftstellerische Begabung. Die Verfasserin des Romans in Briefform „Das Herz ist wach“ wurde mit einem Schlage über die Grenzen Deutschlands hinaus berühmt. Hinter dem Pseudonym Kenicot verbirgt sich Gertrud von Sanden aus dem Hause Tussainen, deren Stammsitz hart an der Memel liegt. Gertrud von Sanden, geboren 1881, starb 1940 in Tübingen. Während der Roman viel über die geistige Haltung und die Persönlichkeit dieser Frau aussagt, hat ihr zweites Werk „Die Geschichte der Tilmanssöhne, dem jüngsten erzählt“ fast dokumentarischen Wert. Es ist ein Familienroman, der in Deutschland, England und Schweden spielt und die Abstammung dieser Familie in Ostpreußen aufdeckt. Sie hat den vielfältigen Reichtum ihres geistigen und kulturellen Lebens in einigen neuen Zweigen nach Schweden und England und nach Süddeutschland gegeben. Besser ist die geistige und menschliche Verknüpfung von Westen nach Osten in ferner und von Osten nach Westen in jüngster Vergangenheit nicht dargestellt worden.

Eine Frau aber steht in überragender Größe über allen ihren ostdeutschen Schwestern, von denen wir bisher gesprochen haben. Es ist eine Dichterin, von der kein Geringerer als Josef Weinheber schrieb:

„Ferne Stimme, streng und doch verwandt,
Übervoller, klarer Bogenstrich!
Rührend grüßt Dein Lied und mütterlich
Aus dem Lande des Immanuel Kant.

Mit dem Märchen von der schönen Mete,
In den Nibelungen, in Agnete,
Ewig hast Du Dir ein Denkmal gesetzt.
Gehst uns mit des Nord's verhaltenen Schritten
Ernst voran, von Güte sanft umglitten;
Löst mit Liebe, Leid und Tod zuletzt“.

Es ist Agnes Miegel, der diese Worte gelten, Agnes Miegel, die am 9. März 1954 ihren fünfundsiebzigsten Geburtstag feierte. Das Werk dieser ostdeutschen Frau aus Königsberg, die Ehrendoktor der Albertus-Universität Königsberg ist, Ehrenbürgerin von Königsberg und Bad Nenndorf, die die Goethe-Medaille, den Goethepreis und den Herderpreis erhielt, ist von vielen gerühmt und gedeutet worden. Woher sie kommt, welche Kraft von ihr ausgeht, was sie uns mit ihren Werken gab und noch heute zu geben vermag, das sagen ihre zahlreichen Gedichtbände, in der die Lyrik neben der Ballade steht. Ihre künstlerische Kraft, die schon in jungen Jahren aus einer unergründlichen Tiefe kam, erreicht in ihren Balladen die formal höchste Meisterschaft.

In ihren Themen, in Melodie und Klang ihrer Sprache gibt sie Unvergleichliches, Eigenwüchsiges, das erfüllt ist vom Sein und von der Seele der östlichen Heimat. Sie spricht von Göttern und Dämonen, von Vorfahren und Geschichte des Ostlandes. Agnes Miegel ist die größte Dichterin der Ostdeutschen. In der Meisterschaft ihrer Darstellung und in der allgemein gültigen Aussage erhebt sie sich zur Kündlerin für die ganze Menschheit. So sehr das Werk Agnes Miegels auch aus der Heimaterde erwächst und aus ihr die stärksten Kräfte zieht, so dringt sie doch in die letzten Bezirke der allgemeinen weltweiten Menschlichkeit ein. Sehr kräftige, männliche Töne stehen neben zartester Lyrik. Immer wieder ist sie ganz und gar Frau in hauchfeiner tiefer Mütterlichkeit. Wenn auch die meisten ihrer Werke von Tragik und Wehmut überschattet sind, so wird das Schwere immer wieder durch verstehende Güte gemildert. Denn die Frau Agnes Miegel ist von der Dichterin nicht zu trennen. Von ihr gilt das schöne Wort der Ebner-Eschenbach: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder“.

Agnes Miegel, die Ostdeutsche, legt die Wurzeln der ostdeutschen Menschen frei: Daß der Boden, auf dem ein solches Werk, ein solcher Mensch wachsen konnte, gesund, stark und ein Reichtum für Deutschland und die freie Welt ist, zeigt uns die Unvergleichliche mit ihren schlichten Versen:

„Sie kamen, Volk um Volk, von Mittag, von Norden.
Sie haben ihr rotes warmes Blut
Im Kampf um mich vergossen,
Sie haben mein Blut in Brot und Frucht,
In Honig und Milch genossen.
Bis sie Blut meines Blutes, Hauch meines Hauches,
Bis sie Staub meines Staubes geworden.
Sie krönten mit Ähren mein braunes Gesicht,
Sie wirkten mein buntes Gewand,
Sie hämmerten kunstreich den Mantel,
Bis er steinern und starr mich umstand“.